

sozialen Partei Tirols (1898) ergaben sich Richtungskämpfe zwischen ihr und den Konservativen. Bischof Aichner (1884–1904) unterstützte die Konservativen, suchte Rückhalt in Rom, blitzte aber bei Papst Leo XIII. ab, womit die Streitigkeiten freilich noch kein Ende nahmen. Aber schon kamen wieder neue Probleme. Der Eintritt Italiens in den Krieg, den Österreich verlor, hatte auf das Bistum Brixen „so einschneidende und tiefgreifende Folgen wie kaum ein Ereignis zuvor“.

Gelmi widmete seine Aufmerksamkeit aber nicht nur dem äußeren Geschichtsverlauf. Kapitel über das Schulwesen, die Presse, die Vereine, die Klöster, das Frömmigkeitswesen und den missionarischen Beitrag Tirols bringen Farbe in die Darstellung. Auf die Organisation der Kirche und auf die religiöse Kunst wird ebenfalls ausreichend eingegangen.

Heft 5 erfaßt die Periode ab 1919 mit ihren großen Umwälzungen. Die Angliederung Südtirols an Italien wurde kirchlich noch längere Zeit nicht nachvollzogen. Die Auswirkungen des Faschismus waren eingehend, so zum Beispiel das „Italienisierungsprogramm“ auch für katholische Schulen. Als sich Mussolini und Hitler annäherten, kam es zur berüchtigten „Option“, der Abstimmung über eine Übersiedlungsaktion ins Reich, die zwar 80 Prozent des Klerus ablehnten, Bischof Geisler (1930–1952) und Dompropst Pompanin sowie ca. 87 Prozent der Bevölkerung jedoch befürworteten. Die Haltung des Bischofs trug dann freilich dazu bei, daß der Kirche Südtirols zur Zeit der nationalsozialistischen Besetzung ein so tiefgreifender Kirchenkampf, wie ihn Nordtirol erleben mußte, erspart blieb. In der Nachkriegszeit war die Versöhnung zwischen den Italienern und den Tirolern eine Hauptaufgabe der Kirche, der sich Bischof Gargitter (1952–1986) mit Entschiedenheit und letztlich auch mit Erfolg stellte. Dieser Aussöhnung diente auch die neue Bistumsregulierung mit der 1964 erfolgten Errichtung der Diözese Bozen-Brixen, durch die u.a. der deutschsprachige Anteil der Erzdiözese Trient an das neuumschriebene Bistum kam. Die sich daraus ergebenden Konsequenzen (zum Beispiel Verlegung der bischöflichen Residenz nach Bozen, Überstellung der Seminaristen des ehem. deutschen Anteils von Trient nach Brixen) werden ebenso referiert wie die vor- und nachkonziliare Entwicklung des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Strukturen. Im letzten Punkt zeigen sich deutliche Parallelen zu den deutschen und österreichischen Diözesen, doch ist in Südtirol der sonntägliche Kirchenbesuch mit etwa 50 Prozent der katholischen Bevölkerung noch überraschend hoch (23).

Exakt in der Mitte des Heftes beginnt die Behandlung der „Nordtiroler“ Kirchengeschichte. Sie setzt ein mit der Schaffung der apostolischen Administratur Innsbruck-Feldkirch (1925), der Bischof S. Waitz, der freilich ein entschiedener Verfechter der Einheit Tirols war, als Administrator vorstand. Zu S. 26 bleibt anzumerken, daß der Weihnachtshirtenbrief der österreichischen Bischöfe von 1933, an dem Waitz Anteil hatte, vom Linzer Bischof Gföllner erarbeitet wurde. Die Jahre des NS-Regimes waren für die Administratur besonders schwer. Der Vorarlberger Provikar Karl Lampert und die inzwischen seliggesprochenen Priester Otto Neururer und Jakob Gapp wurden sogar hingerichtet. Viele Katholiken kehrten der Kirche den Rücken. Nach dem Krieg setzte ein reger Wiederaufbau ein, die Innsbrucker Kirche gewann „neue Leuchtkraft und Aktualität“. Mit der Errichtung der Diözesen Innsbruck (1964) und Feldkirch (1968) wurde die letzte rechtliche Bindung an das Bistum Brixen gelöst. Dem nachkonziliaren Aufbruch folgten – wie anderswo – auch negative Entwicklungen, die Bischof Rusch mit den Worten kommentierte: „... wenn eine bestimmte Zeitströmung da ist, da kann man fast tun, was man will, Früchte werden nicht mehr reif“ (41f). Bischof Stecher (1983–1995) erwies sich als echter Volksbischof. Aber auch er konnte keine Trendwende herbeiführen.

Nur wer über ein so reiches Wissen um die Geschichte und Kirchengeschichte Tirols verfügt wie J. Gelmi, ist in der Lage, eine so prägnante und trotzdem lebendige Kurzdarstellung zu schreiben. Nur einmal findet sich mit der Erwähnung der „Affäre Kripp“ eine Verkürzung (47), die einem Nichteingeweihten unverständlich sein wird. Abschließend sei die vorzügliche Bebilderung hervorgehoben, die in den meisten Fällen nicht nur illustrativen, sondern informativen Charakter hat. Dem Autor sei zu seinem Werk herzlich gratuliert.

Linzer

Rudolf Zinnhobler

L A T E I N A M E R I K A

■ MÜLLER HADWIG, *Leidenschaft: Stärke der Armen – Stärke Gottes*. Theologische Überlegungen zu Erfahrungen in Brasilien. Grünewald, Mainz 1998 (324) Kart. DM 56,-.

In diesem Buch verarbeitet die Autorin ihre zehnjährigen Erfahrungen bei den Armen in Brasilien. Sie unternimmt dies in einem zweifachen Schritt. Im ersten Teil geht sie ihren persönlichen Wahrnehmungen in der Beziehung zu

den Armen nach. Mit beeindruckend genauer Sprache eingefangen, zwischen Tagebuchberichten und Analysen stilistisch hin- und herwechselnd faltet Müller die Lebenswelt der Armen und deren Einzigartigkeit aus, ohne den Charakter der von ihr empfundenen Fremdheit mit oberflächlicher Solidaritätsrhetorik zu übertünchen. Ihre Erkenntnis: Die Lebens- und Glaubensqualität der Armen liege in der überraschenden Gotteserfahrung und Beziehungsfähigkeit, die aus dem Erleiden der Situation der Armut kommt: „Für uns ist es das Leiden, das uns an Gott zweifeln läßt; es wird uns zum Anklagepunkt gegen Gott und zum Argument gegen seine Gegenwart. Dagegen entnehmen die Armen gerade dem Leiden ihre Sicherheit über die Gegenwart Gottes“ (111). „Ihre grundlegende Erfahrung ist die, daß ihnen das Leben geschenkt wird, an jedem Tag aufs neue, und ohne daß sie etwas dazu getan hätten. Weil sie wissen, daß es ihnen umsonst gegeben wurde, können sie Vergeltlichkeit zulassen und können sich von dem leisen Hilferuf in ihrer Nähe berühren lassen“ (122).

Der zweite Teil ist eine theologische Reflexion darüber, ob nicht die biblische Gotteserfahrung genau von der Qualität ist, die Müller in der Welt der Armen entdeckt hat: Ein Gott, der seine „Stärke“ dort offenbart, wo seine Liebe zum Menschen „schwach“, das heißt ohnmächtig ist. Gottes Mitsein mit seinem Volk ist seine Leidenschaft und seine zugelassene Ohnmacht: er wartet, daß der Mensch sein Dasein wahrnimmt als Einladung zu einer Beziehung, in der er sich selbst und den anderen zulassen kann. Keine Frage: Das ist eine bedenkenwerte, eine theologisch reichhaltige Überlegung. Dennoch stellten sich Bedenken ein, die in folgende Richtung gehen:

Müller versteht ihre Arbeit als theologische Überlegungen. Diese Bezeichnung ist zutreffend – und zugleich auch m.E. ein Stück weit das methodische Problem des Buches. Als Leser mit theologischem Interesse frage ich mich besonders im zweiten Teil: Wird hier bibeltheologisch, dogmatisch, mystagogisch, psychologisch argumentiert? Denn davon hängt ab, worauf sich der Müllersche Geltungsanspruch der Rede von Gott stützt. Anstatt auf fachliche Auseinandersetzung Bedacht zu nehmen, was als objektiver Umgang mit „Gott“ zurückgewiesen wird, assoziiert die Autorin auf weiten Strecken unter spontanem Zugriff auf das biblische Textmaterial mit ihren eingeführten Kategorien (Mitsein Gottes; Nicht-Können Gottes; Selbstbegrenzung Gottes usw.) und rechtfertigt ihre Methode mit dem Hinweis auf die Anwendung der in der Psychotherapie üblichen Praxis der „frei schwebenden Aufmerk-

samkeit“ (185). Läßt sich diese Methode so einfach auf biblische Reflexionen übertragen? Ist das Beziehungsverhältnis von Menschen untereinander und die Mensch-Gott-Relation so, daß die Hermeneutik des psychoanalytischen Gesprächs und der Bibellektüre auf derselben Ebene angesetzt werden können? Wo wird theologisch sichtbar gemacht, daß wir von Gottes transzendenter Wirklichkeit nur im Kontext der menschlichen Erfahrungen selbst sprechen können? Warum macht die Autorin die Differenz zwischen Schrift-Text, dogmatischer Tradition, der Leserin dieser Texte und „Gott“ nicht deutlich? Von *theo-logischen* (!) Überlegungen ist zu erwarten, daß die zwischen uns und Bibel/„Gott“ je liegende Dimension der „Fremdheit“: die geschichtliche, die kulturelle, die existentielle, auch methodologisch sichtbar wird. Die Arbeit hätte gewonnen, wenn der Weg zum theologischen Ergebnis, das ich für wichtig halte, von derselben Wahrnehmungssensibilität der Differenz ausgegangen wäre wie im ersten Teil. Sie hat dieses wichtige hermeneutische Prinzip, das sie in der Analyse der Lebenswelt der Armen leitete, auf halber Strecke liegen gelassen. Trotzdem: das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur „Hermeneutik der Armen“ und zur Gottesfrage. Deshalb wünsche ich ihm eine große Leserschaft.

Linze

Franz Gruber

LITURGIE

■ STUFLESSER MARTIN, *Memoria Passionis*. Das Verhältnis von *lex orandi* und *lex credendi* am Beispiel des Opferbegriffes in den Eucharistischen Hochgebeten nach dem II. Vatikanischen Konzil. (MThA 51). Oros, Altenberge 1998. (XII und 541). DM 88,-.

Immer wieder finden sich in der Literatur Betrachtungen zur Bedeutung der Liturgie für die systematische Theologie beziehungsweise zum Verhältnis von Glaube und Gottesdienst oder Glaubenslehre und gottesdienstlichen Ordnungen. Nur ab und an findet sich der Versuch, die theoretischen Postulate an konkreten theologischen Fragen beziehungsweise liturgischen Zeugnissen fruchtbar zu machen beziehungsweise zu überprüfen. Zu diesen seltenen, dafür aber häufig theologisch anregenden Studien zählt die Münsteraner Dissertation von Martin Stuflesser. Die Frage nach dem Opfercharakter der Messe, die im ökumenischen Gespräch von bleibender Aktualität und auch innerkatholisch nicht ohne Brisanz ist, ist das materiale theologische Thema, dem sich S. zuwendet, das er aber konsequent einordnet in die formalen Fragen